Brief an Heinrich Federer

Autor(en): **Reitz, Walter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-573726

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Sogleich aus den Astgezweigen
flocht ich eine Hütte.
Aber meiner Bitte
folgte nur ein vorwurfsvolles
Schweigen.

Hernach fällt ich einen Baum,
baute Bett und Wiege,
daß ihr dies genüge.
„Und ich wohne dann im Nebenraum".

„Nicht für mich, noch für ein Kind",
sprach sie, „kam ich her,
liebe dich vielmehr!
Weißt du nicht, wozu die Bäume
sind?"

Und ich zimmerte die Bretter
mir für einen Sarg,
traurig mich verbarg.
Deckelzu. Da weckt' mich das
Geschmetter,

traf mich schon im Morgenrot
nach der Seistesschau;
ich verstand die Frau
mit dem Sichelkorb voll Wein und Brot.

Nähre mit den Himmelsgaben
deinen Wesenskern,
wachs empor zum Herrn:
Durst und Hunger wirst du nie mehr
haben.

Brief an Heinrich Federer.

Lieber, verehrter Meister!

Soweit herum ich auch lauschen mag — jeder, der Ihren Namen und Ihre Werke kennt, freut sich, daß die Berner Universität Sie zusammen mit dem herrlichen Farbenmeister Cuno Amiet zu ihrem Ehrendoktor ernannt hat. Und dies gerade am Gottfried Keller-Tage, was doch gewiß eine ganz besondere Bedeutung hat! Vielleicht wollte die Ehrenspenderin damit ausdrücken, daß dem Immer-Jungen, den das ganze Schweizer Volk als seinen Geisteshelden feierte, zwei neue Künstler sich zugesellt haben, die aus ihren Werken immerfort Licht und Freude strömen lassen, die mit ihren Werken uns andern immerfort zurufen: „Jungsein ist alles!"

Ich weiß, Sie werden es ebenso halten wie Cuno Amiet es in seiner fröhlichen Zeichnung schildert, die in diesem „Schweiz"-Heft wiedergegeben ist: auch Sie werden den Doktorhut „auf samtnem Kissen" aufbahren, eine schützende Glasglocke darüber stülpen, dann und wann vielleicht gar lustig nach dem Glasglockenidyll hinzwinkern und sich im übrigen nicht stören lassen. Das ist doch ein Wahrzeichen der Reichen, wie Sie einer sind, daß sie bescheiden sind. Und ich wüßte mir keinen, der so demütig und bescheiden wäre wie gerade Sie! Das ist's doch eben, was unser aller Herzen Ihnen zuströmen läßt: daß Sie mit Ihrem Reichtum nicht protzen, daß Sie diesen Reichtum nicht einmal zu haben vorgeben, sondern einfach reich sind. Mit dem Haben ist es ja noch lange nicht getan; das Sein, das Tun, das Leben ist das Wahre, ist das, was fortzeugend wirkt und fruchtet. In all Ihren Büchern, in den „Bergen und Menschen", den „Lachweiler Geschichten", der „Jungfer Therese", dem herrlichen „Mätteliseppi" und vor allem — für mich wenigstens vor allem! — in den unnachahmlichen Geschichten aus den Abruzzen, den „Sisto e Sesto", dem „Letzten Stündlein des Papstes", überhaupt in den köstlichen Umbrischen Reisegeschichtlein — — in all Ihren Büchern streuen Sie diesen Reichtum aus, diese Kraft des Jungseins und des Jungmachens. Wie der heilige Franz von Assisi, den Sie immer wieder so wunderbar zu gestalten vermögen (wohl weil Sie auch so ein Poet sind wie er), predigen und leben Sie in Ihren Geschichten die uns allen so nötige Weisheit, daß „dem lieben Gott viel genehmer als alle Strengheiten der Disziplin eine freie, gottesfrohe Seele sei, und daß dieses einzigen Franz' Lächeln mehr wiege vor dem Himmel als zwölf Abteien voll schattiger Heiligengesichter".

Ja, diese kostbare Legende von „San Benedettos Dornen und San Francescos Rosen", die Sie vor zwei Jahren in

Ihrem entzückenden umbrischen Reisebüchlein mit dem Titel „Gib mir meine Wildnis wieder!“ Ihren Freunden erzählten, und die diesen weisen Satz birgt! Ich habe wieder und wieder herzhaft genossen, mit welch feiner Laune Sie dort schildern, wie der heilige Bettelmann Franz mit etlichen Gespanen in die fürnehme, strenge, berühmte, aber ach, so lichtlose, seelenverhärtende Bergabtei des heiligen Benediktus kommt, wo die reichen Mönche lächelnd auf die Bettler herabsehen und schließlich mit ihnen in einen heftigen Disput geraten darüber, wer wohl größer sei, der weiland Vater Benedikt oder dieser muntere Armutssohn Franz. Die strengen Brüder und Nachfolger des Benedetto verfechten eigensinnig und starrherzig den Satz, daß sie auf nichts Hoffnung gäben, was nicht durch Marter und Seufzer erworben sei und führen die Franzensbrüder zu den finstern Dornbüschen, die der Erzvater einst von den Felsen heruntergeholt und im Stiftsgarten gepflanzt hatte als ein Wappen der Gerechten. Und der stachelige Pater Senior gemahnt: „Wem sein Heil lieb ist, der nehme ein spitzes Zweiglein mit heim, damit er in der Zucht des Herrn verharre. Fanget Ihr an, ehrwürdiger Bruder Franz!“

Und nun beschreiben Sie, verehrter Dichter und Herr Doktor, so üppig, welch Wunder da geschah: „Der Mann von Assisi trat gerne hinzu und brach lächelnd ein Aestchen vom Gesträuch. Aber, o da, o da, seht! Wie Blut sprang es plötzlich aus dem Holz, und statt der Stacheln trug die Gerte eine Unzahl kleiner roter Rosen. Ein Schrei des Staunens ging durch den Garten. Ueber alle Beete ergoß sich das rosige Wunder. Strauch um Strauch lohte auf in einer solchen Feuersbrunst von Röschen. Was vorher wie eine schreckhafte Wildnis aussah, war jetzt nichts anderes als wie ein Meer von duftigen Rosenköpflein anzublicken, wahrhaft, wie ein einziges großmächtiges Lachen ...“ Und sogar der Dornstengel, den jeder Pater auf Tischchen und Pültchen in seiner Zelle hatte, war in einen langen blühenden Rosenzweig verwandelt und duftete die dunkeln Zellen voll ...

Warum ich hier Ihnen Ihre eigene Erzählung wiederhole? Halt weil ich so viel besser ausdrücken kann, was mich dünkt: nämlich daß auch Sie etwas von dieser Wunderkraft haben, aus dürrem Dornenholz blühend rote Rosenbüsche zu zaubern. Sie sprudelt ja durch all Ihre Geschichten, und sie könnte nicht aus Ihren Büchern leuchten, wenn sie nicht erst in Ihnen selber lebte. Die freie, gottesfrohe Seele, die so viel feinen, lauteren Humor und so viel beglückendes Lächeln austeilt, — sie ist Ihr Reichtum, ist Ihre Dichterkraft und -macht. Und dieser volle, blühende Rosenbusch in Ihnen, der kann von keinem noch so wölbigen Doktorhut überschachtelt und ertötet werden; den kann der Doktorhut nur ehrerbietig grüßen.

Darüber vor allem freue ich mich. Und mein heutiger Gruß gilt trotz dem neuen Doktorhut nicht diesem, sondern dem lebendigen Rosenbusch.

Ihr Ihnen allzeit herzlich ergebener
Walter Reitz.

Wir wollen uns immer die Hände halten

Wir wollen uns immer die Hände halten,
Damit unsre Seelen nicht in den kalten
Notvollen Nächten einsam erfrieren.

Wir wollen uns immer tiefer finden,
Damit wir uns nicht wie die armen Blinden
Im schwarzen Walde traurig verirren.

Wir wollen uns immer die Hände halten,
Damit wir uns nicht zu tief in die Falten
Des unendlichen Lebens verlieren.

Franzisca Stoecklin, Basel.